

Eine merkwürdige Geschichte von Reinhold Maurice von Stern.

„Wie war eigentlich die Geschichte mit dem Seiltänzer, von der Sie mir einmal sprachen?“ sagte ich zu meiner Freundin.

Wir sahen auf der Veranda des großen Hotels und tranken unseren Kaffee. Vor uns glitt der riesengroße Strom.

Und meine Freundin erzählte, während ich auf die blauen, verbäumernden Höhenzüge blickte, die sich am jenseitigen Ufer wie Wolken lagerten:

„Es war in einer kleinen Stadt in Böhmen, wo ich mich als fünfjähriges Kind mit meinen Eltern auf der Durchreise befand.“

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was an diesem Tage in dieser kleinen Stadt eigentlich los war. Ein Fest? Jahrmärkt? Ich weiß es nicht. Nur dessen erinnere ich mich, daß aus den Fenstern und von den Dächern Fahnen wehten und daß auch die Thürme mit schwarz-gelben Fahnen geziert waren. Die Straßen waren voll Menschen und der Marktplatz bedeckt von Zelten, Buden, Karouffeln und dergleichen. Hausierer mit Feigen, Orangen und farbigen Ballons standen an allen Ecken. Die Leierkasten machten einen gewaltigen Spektakel, der aber bisweilen von fernem, dumpfem Donner übertrönt wurde.

Es wurden Vorbereitungen gemacht, aus denen man ersehen konnte, daß sich ein Seiltänzer auf dem Thurmeil produzieren werde. Das Seil wurde am Thurm der Stadtkirche und an einem hohen Pappelbaum vor dem Thore befestigt.

Ich bettete so lange, bis sich meine Eltern bereit erklärten, mit mir der Produktion beizuwohnen. In allen Straßen waren Plakate angebracht, in denen der Seiltänzer auf dem gespannten Seil mit der Balancirhänge abgebildet war. Ich erinnere mich, daß diese Plakate auf rotha Papier gedruckt waren.

Während des Mittagessens im Gasthause dachte ich nur an den Seiltänzer. Endlich schlug die ersehnte Stunde, und wir begaben uns auf den Marktplatz, wo schon eine gewaltige Menschenmenge versammelt war. Es mußte gerade etwas sehr Komisches passiert sein; denn es war ein Kreischen und ein Gelächter zu hören. In einer Ecke des Marktplatzes schienen die Menschen gewaltsam zurückgedrängt zu sein.

Mit einem Male hörte man die dumpfen Schläge einer Pauke und eine Ansprache, von der kein Wort zu verstehen war. Dann begann das Einsammeln. Als der Seiltänzer, dem der Schweiß über die heftigen Wangen rann, sich seinen Weg bis zu uns gebahnt hatte, war ich voll Staunen und Bewunderung seiner apfelgrünen Tritots und goldenen Franen. Ich erinnere mich genau, daß der Mann rotthaarig war und Sommerproffen hatte.

Als mein Vater ihn eine Krone in den Teller warf, machte er eine Verbeugung und lächelte gezwungen. Mir mißfiel dieses Lächeln, da ich es für spöttisch hielt. Ich weiß nicht warum, aber es schien mir, als ob er mir einen schenen, finsternen Blick zugeworfen habe. Und plötzlich mußte ich ihn mit blutend und mit zerschmetterten Gliedern auf dem Pflaster liegend vorfinden. Und was noch viel merkwürdiger ist, ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß er meine Gedanken errathen habe und von mir fortzukommen trachte. Er verschwand bald darauf im Gewühl.

Röflich verumtete das summende Geräusch der Menge. Es wurde firschenstill. Der Seiltänzer trat aus dem Thurm auf seine Plattform. Das Seil setzte sich in leise wippende Bewegung. Dann wurde es auf ein Zeichen angezogen, daß es prall gespannt war, und der Seiltänzer begann mit kurzen, beinahe trippelnden Schritten, in den Händen die schwanke Balancirhänge, auf dem Seil in der Richtung auf das Thor und den Pappelbaum zu laufen. In der Mitte kniete er nieder und verbeugte sich vor dem Publikum, das wie unfähig Beifall klatschte. Es donnerte, und die bunten und schwarz-gelben Fahnen schlugen ihre Schnippen, so daß er, von allen Seiten in flatternde Fahnen eingehüllt, seinen gefährlichen Weg fortsetzte. Mit Kopfe das Herz so gewaltig, daß es mir fast den Athem benahm. Erleichtert senkte ich, als er die Plattform beim Pappelbaum glücklich erreicht hatte.

Als die Musik branten einen munteren Marsch anschnitt, setzte er sich nach dem Takt in Bewegung, während er die Stange in tühner Weise pendeln ließ. Die letzte Strecke legte er im schnellsten Lauffschritt zurück. Wieder trakterten Beifallsstürme zu ihm hin, auf, und er verbeugte sich nach allen Seiten.

Und nun begann der zweite Lauf ohne Balancirhänge. Ich hörte, wie mein Herz vor Angst schlug, und blickte nicht mehr zum Seil hinauf, sondern auf das Pflaster unter dem Seil, wo an einigen Stellen kümmerliches Gras wuchs. Am donnernden Applaus, in den sich das Gewitter mischte, erkannte ich, daß der Mann glücklich wieder beim Pappelbaum angelangt sein mußte.

Nun kam mit einem Male eine große Ruhe und erwartungsvolle Neugier über mich. Wie er glücklich ohne Balancirhänge zum Thurm zurückkeh-

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 27. Dec. 1901.

Jahrgang 22 No. 17

ren? Mir war, als müßte er mich unter den Hunderten von Menschen erkennen und in meinem Herzen lesen können. Ich empfand brennendes Mitleid mit ihm und hätte ihm zurufen mögen, daß er den Lauf unterlassen solle. Er trodnete seine Krüge, blickte um sich und griff in den Krügen seines Tritothembes, als ob er ihn lockern oder etwas Beengendes beseitigen wollte.

Bevor ich es nur bemerkt hatte, daß er sich wieder in Bewegung setzte, war er schon in der Mitte des Seiles angelangt, wo er sein Taschentuch fallen ließ und es wieder unter neuem Beifall der Menge aufhob. Alsdann verbeugte er sich und machte wieder die mißmutige, charakteristische Abwehrbewegung in der Halsgegend. Es begann furchtbar zu donnern, und ich sah viele Frauen ihren Regenschirm aufspannen.

Plötzlich bemerkte ich, daß das Seil schwankte, gleichsam einwärts kniete, und daß der Seiltänzer zuerst stolperte und dann mit den Händen in die Luft griff, als ob er sich an unsichtbarer Hande halten wollte. In diesem Augenblicke schrie ich mit ganzer Kraft meiner gellenden Kinderstimme: „Um Gotteswillen, er fällt ja!“ Gleichzeitig sah ich die apfelgrüne Gestalt mit ausgebreiteten Armen fallen und, mehrmals sich überschlagend, auf das Pflaster stürzen. Man hörte einen dumpfen Ton, den ein einheillicher Aufschrei der Menge verschlang. Ich hatte den Fall mit einem Juden meines Körpers begleitet, und ich glaube, daß dieses Juden auch nur eine unbewußte Theilnahme der allgemeinen Bewegung war. Während ich noch den Donner und das Gesumme der Menge hörte und die Fahne über mir gleichsam kreisförmig zusammenflattern sah, verlor ich das Bewußtsein.

Der Seiltänzer ist tot vom Plage fortgetragen worden. Das ist die Geschichte, die Sie zu hören begehren. Es ist mir heute noch nicht ganz klar, ob der Mann infolge meines Ausrufes stürzte, oder ob ich den Schrei ausrief, weil ich ihn wirklich stürzen sah. Ich fürchte fast, ich bin dieses armen Menschen — Verhängnis gewesen.“

Ich hülfte mich in den Rauch meiner Cigarette und bemerkte: „Woh! möglich, liebe Freundin. Und ich fürchte fast, daß es nicht der einzige Mann gewesen ist, dessen Verhängnis Sie waren.“

Da leuchteten die blauen Airenagen und blickten unschuldig und träumerisch in die Ferne.

### Die erste Cranthis.

Novellette von Sophus Baudig.

Vor einigen zwanzig Jahren lagen zwei Willen, No. 5 und 7, dicht neben einander, draußen in der Pappel-Allee, ganz neu, auf Speculation hin gebaut, und fast gleichzeitig verkauft. Sie waren ganz gleich, und mit dem burbaumumrandeten Beeten in den schmalen Gärten, mit dem niedrigen Gittergitter, das sie gegen den Weg abgrenzte, und den beiden Tujabäumen am Eingang, sahen sie eher nach Familienarabern aus, als nach sonst was.

In No. 5 zog der Proturist Brandt ein, in No. 7 Hauptmann Loufen. Beide waren Wittwer und Beide hatten nur ein Kind. Der Proturist einen Sohn von zwölf, dreizehn Jahren, der Hauptmann eine Tochter zwischen sechs und sieben.

Beide waren gute Kopenhagener — im Herzen der Stadt geboren — und wie es Leuten geht, die in ihrer Kindheit nur auf Pflastersteinen gespielt haben und weder Gartenerdbe noch grüne Bäume gekannt hatten, so wurden sie plötzlich Gartenliebhaber und fanatische Gärtner. Früh und spät wurde in den schmalen Gartenstreifen gegraben, gesät und gepflanzt; die Entdeckung einer verirrten Unkrautpflanze, die unglücklich aus einem Beet hervorlachte, war eine vollkommene Veranlassung zum Jäten, und die beiden Hausbesitzer waren nahe daran, in ihrem stillen Sinn zu fluchen, wenn ein an und für sich sehr willkommener Regen auf ihnen das Sprengen am Abend unmöglich machte. Als gute Nachbarn plauderten sie täglich mit einander, über die Hede hinüber — nur eine niedrige Dornenhecke trennte die beiden Gärten, — rauchten abwechselnd ihre Friedensspeise in ihren gegenseitigen Lauben und tauschten regelmäßig ihre Zeitungen aus — die die gleiche politische Färbung hatten. Proturists Carl, der zum Winter als Korvettenkapitän mit in's Mitteländische Meer fahren sollte, spielte väterlich mit Hauptmanns Anna; die Dienstmädchen liebten sich an Sonn- und Festtagen Bier und Butter, wenn sie vergesse hatten, sich am vorhergehenden Abend damit zu versorgen, und

selbst der Hund des Proturisten begnügte sich damit, zu turunen, wenn er dem scheidenen Kater des Hauptmanns auf neutralem Gebiet begegnete.

Im Winter wurde das Jüll fortgesetzt. Die Nachbarn kamen häufig des Abends zusammen, spielten Piquet, rauchten und tranken Toddy, philosophirten und politisirten — Alles im schönsten Einvernehmen — und wenn Briefe von Carl kamen — aus Cadix, Malta oder dem Piräus — ging der Proturist regelmäßig zum Hauptmann hinüber, und las sie laut vor.

Es war an einem Tage Ende März. Auf der Nordseite des Hauses lagen noch große Schneehaufen, aber die Sonne schien warm, man bekam Frühlingsahnungen, und der Proturist ging in seinen Garten hinaus. Er nahm die Tannereifer von den drei hochstämmigen Rosen, legte die Matten bei Seite, damit die zarten Schößlinge der Hyazinthen Sonne bekämen, und ging dann zur Hede, um nachzugehen, ob nicht eine Cranthis ausgeflogen sein sollte.

„Guten Morgen, Herr Proturist!“ tönte es von der anderen Seite der Hede.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ — Meine Cranthis sitzen voll von Knospen; in einigen Tagen springen sie aus.“

„Rah!“ antwortete der Hauptmann. „Meine sind schon ausgeflogen.“

Der Proturist beugte sich über die Hede — ja, es hatte seine Nichtigkeit damit: es war ordentlich gelb drüber; in dem Beet des Hauptmanns, gelb von Cranthis, so daß es einem ordentlich in den Augen weh that.

Der Proturist ging ins Haus, aber nach einer halben Stunde kam er wieder hinaus. Der Hauptmann war noch in seinem Garten beschäftigt.

„Hören Sie mal, Herr Hauptmann, ich habe ihn und er überlegt, weshalb meine Cranthis weiter zurück sind, wie ihre, und jetzt weiß ich es: der Ahornbaum hat Schuld; der beschattet mein Beet.“

„Ach was, das bischen Schatten!“

„Ja, es muß aber doch daran liegen!“

„So lange er keine Blätter hat, kann er doch wahrhaftig nicht —“

„Ja, es wird natürlich noch schlimmer, wenn er erst ausspringt!“ antwortete der Proturist bedenklich und ging wieder in's Haus.

Der Ahorn stand auf der Grenze, aber mehr auf dem Boden des Hauptmanns, und im vergangenen Sommer hatten die beiden Nachbarn sich manches Mal gemeinsam über dessen schöne, gesunde Krone gestreut, und sich wie zwei große Kinder in das Nest, das ein Hänfling sich darin gebaut hatte, gehandelt; aber seit jenem Frühlingstage wurde es dem Proturisten mehr und mehr klar, daß der Ahorn seinen Grund ganz fürchterlich beschattete, und der Schatten wurde mit jedem Tage größer — er sah ihn sogar, wenn die Sonne nicht schien.

„Dieser Ast muß jedenfalls fort!“ sagte er eines Abends zum Hauptmann. „Meine Vedtoyen können gar nicht darunter gedeihen.“

„Na, dann müssen sie es bleiben lassen!“ antwortete der Hauptmann. „Sie können es doch nicht sein, um dereinwillen man den herrlichen Baum amputiren sollte!“

„Ja, das konnte man leicht von anderer Leute Vedtoyen sagen.“ meinte der Proturist und wurde bitterer und bitterer. In dieser Nacht schlief er nicht, und zeitig am nächsten Morgen sagte er den Ast ab, legte ihn über die Hede, hinüber in den Garten des Hauptmanns und schlich sich dann davon.

Eine Stunde später war der Ast zu dem Proturisten hinüber gefahren worden und lag in einem Beet von Gabelblöden, er drei, vier von den garten Steneln getrocknet hatte.

Seit diesem Tage grühten die beiden Nachbarn sich nicht mehr, der Proturist hegte seinen Hund auf den Kater des Hauptmanns, und die Dienstmädchen warfen den Kopf in den Raden, wenn sie sich begegneten.

Bevor der Proturist seine Sommerferienreise antrat, zu seinem Bruder nach Jütland, sprach er mit einem Rechtsanwalt — das muß man nie thun — und in dem Lande der Rüten bekam er von diesem Rechtsanwalt die befriedigende Mittheilung, daß der Hauptmann, nachdem eine Zwangsuntersuchung vorgenommen worden war, den Ahornbaum hatte fällen lassen müssen.

Einen Monat später kam der Proturist von Jütland zurück, und während er in der Droschke saß, die ihn vom Bahnhof nach Hause fuhr, freute

er sich die ganze Zeit auf den Baum, der nicht mehr da war.

Aber er sollte etwas Anderes zu sehen bekommen.

Auf der Seite des Hauptmanns war neben der Dornenhecke eine hohe Mauer errichtet worden, so hoch wie das Baugesetz es überhaupt zuließ — und da die Villa des Hauptmanns südlich von der des Proturisten lag, so war dieser sozusagen jegliche Sonne genommen worden, nicht allein dem Gartenstreifen zwischen den beiden Grundstücken, sondern auch dem Hause selbst.

Der Proturist wollte ausziehen, aber er gab es wieder auf: den Triumph wollte er doch dem Hauptmann nicht gönnen.

Jahre vergingen. Der Proturist sah seinen Sohn nur selten — er war ja auf der Offizierschule — und er war darum viel allein. Er wurde Kontorchef — fast zur selben Zeit, wie der Hauptmann Oberstleutnant wurde — aber er alterte vorgezogen, und seine Freunde sagten, er sähe aus wie ein Mann, der auf der Schattenseite des Lebens wohne.

Dann wurde der Sohn Leutnant, und das war natürlich ein großes Ereignis. Er bekam sein erstes Kommando und kam wieder nach Hause, besuchte die Schießschule, kam viel auf Bälle und in Gesellschaften, aber wohnte immer noch draußen beim Vater.

„Ich sehe, Du grüßt die Tochter von diesem Oberstleutnant.“ sagte der Kontorchef eines Tages zu seinem Sohn. „Ist das absolut nothwendig?“

„Aber Papa, man führt doch nicht Krieg mit jungen Damen.“ antwortete der junge Leutnant und lächelte gezwungen.

„Aber den Vater brauchst Du doch wenigstens nicht zu grüßen!“

„Er ist doch Offizier.“

„Das ist wahr — Offizier, aber kein Gentleman!“

Der Oberstleutnant war auch älter geworden — selbstverständlich — aber an Sonnenschein fehlte es ihm nicht. Er war bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben, wurde zu ausländischen Manövern kommandirt, bekam hohe Orden — die Rosen geziehen in seinem Garten, und Anna, seine Tochter, war eine vollständige Schönheit geworden, frisch und blühend.

Aber eines Winters — sie war damals achtzehn Jahre — fing sie an, wie der Vater sagte, abzuklappen; sie verlor ihre Farbe und ihren Humor. — „Du tanzt zu viel, mein Kind!“ sagte der Oberstleutnant. „Das kannst Du nicht vertragen.“ Sie schüttelte den Kopf und lächelte, aber es war nicht mehr als das alte Lächeln.

Und der Oberstleutnant spekulirte und spekulirte, und arämete sich, und bevor der Winter noch vorbei war, war sein Haar fast weiß geworden.

In einem Frühlingstage zeitig am Morgen, wurde der Kontorchef durch einen ganz ungewöhnlichen Lärm beim Nachbarn geweckt: es klang, als ob ein Fest vorbereitet würde, so wurde gehämmert und geklopft.

Er richtete sich im Bett auf; im selben Augenblicke ertönte ein Krach, und ein Sonnenstreifen voll und warm, brach durch das Fenster und legte sich brinnen wie ein Teppich auf den Fußboden, wo seit vielen Jahren kein Sonnenchein weh gewesen war.

Er stürzte ans Fenster und sah hinaus; man war im Begriff die Mauer einzureißen, der mittlere Theil war schon gefallen!

Kaum war der Kontorchef angelockert, als der Oberstleutnant ins Zimmer trat. Die beiden Männer nahen sich mit den Blicken, sie hatten sich ja so lange nicht in die Augen gesehen. — „Gott, wie ist er alt geworden!“ dachte der Oberstleutnant, und der Kontorchef ertappte sich selbst darauf, wie er die weißen Haare des Oberstleutnants betrachtete.

Keiner von ihnen wollte anfangen, aber schließlich fahle der Oberstleutnant einen kurzen Entschluß und sagte: „Die Mauer wird jetzt eingestürzt. Ich kann es auf die Dauer nicht ertragen, daß Sie — oder Ihr Haus — mir mein bischen Sonnenschein rauben, und Sie — oder Ihr Haus — sind auf dem besten Wege dazu!“

„Rah!“ rief der Kontorchef zitternd. „Gabe ich Ihnen vielleicht die Sonne genommen? Ich —“

„Ja, Sie.“ antwortete der Oberstleutnant ruhig. „Denn mein Sonnenschein war Anna, und die gehört mir nicht mehr.“

Der Kontorchef riß die Augen auf, und hat später eingestanden, daß er

wohl sehr dumm ausgefallen hat. „Sie gehört Ihnen nicht mehr?“ fragte er. „Nein. Sie ist hier drüben mit all ihren Gedanken, mit ihrer ganzen Seele. Wenn ich Ihnen Ihre Sonne genommen habe, so hat Ihr Sohn sich jetzt dafür gerächt. Aber wenn die Mauer fällt, kann es noch wieger genug Sonnenschein für uns beide Alten geben.“

Und darin mußte der Kontorchef später dem Oberstleutnant Recht geben.

### Deutschland's Kriegsfond.

Wie der Schatz im Juliusthurm revidirt wird. 120 Millionen Mark in Gold.

Wie alle alten Völker den Traum vom Paradiese träumten, sei es, daß sie in die Vergangenheit oder in die Zukunft verlegten, so mußten sie auch von einem irgendwo verborgenen großen, strahlenden Schätze zu erzählen, den nur ein Glüdstind finden konnte. Bald war es eine Höhle, bald eine Halle, die von eitel Gold erglänzte. Ein wunderbarer Ring besaß, wenn man ihn dreimal drehte, die Kraft, das schwere Thor zu sprengen, oder man mußte eine dem Spechte abgejagte Springwurzel schwingen, und sprang mit furchtbarem Krachen und Gepirrahl die Thore sich öffnen. Bisweilen auch erzählt die Sage von einer alle Jahrhunderte einmal erblühenden Wunderblume, die dem Suchenden den Zugang zu den Herrlichkeiten weis. Und was alles schaut das entzüchte Auge dann vor sich ausgebreitet! Lassen wir der Märchen-erzählerin von Tausend und einer Nacht das Wort: „Von Gold waren die Wände, von Gold waren die Boden der Halle, von Gold waren die Tische und sonstigen Geräthe, die den Raum glänzender Goldmünzen aufgeschichtet.“ Aehnlich raunen es sich die armen und die kleinen Kinder im Harze zu: Nahe dem Broden liegt die Höhle, wo die Zwerge in ihren prächtigen Gemächern wohnen, wo Gold liegt wie Sand am Meere, wo die Edelsteine an den Wänden blühen und die Zwerge ihre Spiele und Schmausereien halten.“

So schwebelt die Volkspantastie in der Schilderung des Golbalanzes und der Wonne eines durch keine Sorge um das tägliche Brod getriebenen Daseins. Der Bedürfnisthau bedeutet Gold das Glück. Man träumt sich hinweg aus der Niedrigung in die Höhe, aus der Hütte in den Palast. Man ahnt, daß Reichthum Macht ist und Herrschaft über andere verleiht. Was das Leben verfaßt, will man in Gedanken genießen, eine Welt, die schöner, beständiger ist als die Wirklichkeit.

Ist das Traumbild Wahrheit geworden? Es giebt in Deutschland einen Ort, der einen Schatz birgt, wie ihn der Volksgelst, der die Sagen spinn, nicht glänzender erdichten könnte.

Da liegt das rothe Gold in zwanzig Stücken von zehn und zwanzig Mark, zusammen 120 Millionen. Wenig haben die Schätze geschaut; denn nur einmal im Jahre öffnet sich die Pforte, die zu ihnen führt. Doch es ist kein Zauberberg, sondern ein fester Thurm — der Juliusthurm in Spandau — und es bedarf keines Ringes und keiner Wunderblume, um ihn zu erschließen, sondern sechs kräftiger Schlüssel, die ein Kurator und ein Rendant zur Stelle bringen. Der Rendant wohnt ein Mitglied der Reichsschuldenkommission bei, und solches konnte diesmal — Mitte Oktober dieses Jahres — ich den Thurm betreten.

Die erste eiserne Thür geht auf. Ein Stillleben aus dem Thierreich bietet sich dem überraschten Auge. Ganze Schwärme von Marienwürmchen nisten dort in einer Ecke und fahren, plötzlich durch das helle Tageslicht aufgeföhrt, wir auseinander, um sich einen neuen schützenden Winkel zu suchen. Jetzt dreht sich die zweite Thür in ihren Angeln. Sie besteht nicht aus Eisenplatten, sondern aus Eisenstäben, welche, während sich das Geschloß der Revision vollzieht, dem Lichte und der Luft Zutritt lassen. Endlich knarrt die dritte Thür, und wir sind im Inneren des Thurmes.

Da stehen sie, die schmutzigen Holzstufen mit ihrem goldigen Inhalt, neben- und übereinander aufgestapelt. Fünfzehn Stapel mit je dreißig Kisten unten und zweiundzwanzig Stapel zu je dreißig, sechs Stapel zu je fünfzehn im oberen Geschloß, zu welchem eine hölzerne Wendeltreppe, empor führt. Die Kisten mögen je anderthalb Fuß in der Länge und einen halben in der Breite messen. Ihr Gewicht beträgt je etwa 87 Pfund. Jede dieser Kisten

enthält 100,000 Mark, theils in Zehn-, theils in Zwanzig-Markstücken, welche sich auf zehn Reinenbeutel gleichmäßig vertheilen. 1200 Behälter mit je 100,000 Mark — das ergibt die Summe von 120 Millionen, welche durch das Gesetz vom 11. November 1871 aus der französischen Kriegsschuldigung für die Zwecke einer künftigen Mobilmachung zurückgelegt worden sind.

Man zählt die Kisten und prüft die Siegel. Das Mitglied der Reichsschuldenkommission bezeichnet einige Behälter, die probeweise gewogen und geföhrt werden sollen. Ein Unterbeamter und zwei Arbeiter holen die so bezeichneten herbei und setzen sie auf eine Decimallwaage. Das Föhrgewicht stimmt mit dem auf einem Zettel auf der Außenseite vermerkten Sollgewicht noch immer überein. Soweit sich eine Differenz herausstellt, beträgt sie nur wenige Gramm und ist durch den verschiedenen Feuchtigkeitsgehalt der Luft bedingt.

Nun geht man daran, eine der gewogenen Kisten zu öffnen. Die Eisenbleche, welche sie umschließen, werden mit einem Stemmeisen gelöst, die nicht eben dünnen und kurzen Nägel mittels einer Zange entfernt, der Deckel öffnet sich, die schmerzten Leinenbeutel sind in unserer Hand. Wir stellen sie auf eine zweite Waage, zu welcher befondere, der Münzschwere angepaßte und geachtete Gewichte angefertigt sind. Auch hier ergibt sich keine Differenz.

Gleichwohl begnügt man sich noch nicht mit dieser Probe, sondern löst das Siegel von einem wiederum beliebig ausgewählten Beutel und schüttelt den Inhalt auf die Waagschale. Da liegen sie nun, die gleißenden Metallscheiben mit ihrem verführerischen Reiz und lachen die Umstehenden an, als wollten sie sagen: Greift nur zu! Die Umstehenden lachen auch und berechnen scherzend, wie weit wohl die Zehntausend reichen würden. Die Goldstücke werden in den Sack zurückgeschüttet, und derselbe hat sich in seinem nochmals festgestellten Gesamtgewicht nicht um eine Unze vermindert.

Die Holzstücke wird wieder vernagelt, dann versiegelt und zusammen mit den übrigen von den beiden Arbeitern genau an dieselbe Stelle zurückgetragen, von welcher sie geholt worden war. Ein Protokoll verzeichnet, was alles vorgenommen wurde, und schließlich wie stets, so auch diesmal mit der beruhigenden Versicherung, daß zu Bedenken keinerlei Anlaß vorgelegen habe. Die bescheidenen Stearsinterzen, welche mit dem durch die Eisenbleche hereinfallenden Tageslicht gewetteifert haben, das Dunkel des Thurmes zu erhellen, werden ausgeföhrt, die drei Eisenthüren wieder gehörig verschlossen, und die Inventur ist beendet.

Doch halt! Zur höheren Sicherheit muß noch ein Gang gemacht werden, hinab in den Keller nämlich, der an den Juliusthurm anrezt. Wer weiß, vielleicht könnten von hier aus Unterminirungsversuche gemacht werden! Die Mauern des Thurmes sind zwar mehr als zwei Meter dick; aber schlechten Menschen ist alles zuzutrauen. Darum durchschreiten wir gebückt den Keller bis an die dem Thurm zunächst gelegene Wand, überzeugen uns vorschriftsmäßig, daß sie nicht zerfallen, zerbröckeln oder durchlöchert ist, und kehren, erfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, unsere Pflicht bis zum Tüpfelchen auf dem i gethan zu haben, ins Freie zurück, wo uns von dem durch Kastanienbäume geschmückten Leubungsplatz frische Luft entgegenweht.

Die gleiche Untersuchung der Kellerwand wird täglich von einem Offizier vorgenommen, und einmal im Jahre, in der Regel im Frühjahr, erscheinen zum Ueberflus zwei von den Berliner Revisionsbeamten, diesmal ohne Begleitung eines Mitgliedes der Reichsschuldenkommission, um sich ebenfalls von der Unversehrtheit jener Wand zu überzeugen. Ueberdies bewacht Tag und Nacht ein Militärposten, der alle zwei Stunden, im Winter jede Stunde, abgelöst wird, die Stelle, wo der deutsche Reichstriebschloß ruht. Durch solche Sicherheitsvorkehrungen dürften alle lafferbarten Regungen im Reime erstickt werden.

Ob es zweckmäßig ist, 120 Millionen ungenutzt liegen zu lassen und 4,5 Millionen Mark jährlich an Zinsen zu verlieren?

Die Gegenwart mit ihrem entwickelten Kreditwesen wird darüber anders denken, als die Vergangenheit gedacht hat. Deutschland ist jedenfalls der einzige Großstaat, welcher eine derartige Schatzsammlung besitzt. Bei einer umfangreichen Mobilmachung wird sie in einigen Tagen erschöpft sein, denn die Kosten, die im Jahre 1870 allein für Preußen täglich 6 Millionen Mark betrug, sind seitdem mit der Vermehrung der Präsenzstärke des Heeres und der Kriegsschiffe ganz erheblich gemachsen.

Wie viel hätte Deutschland heute, wenn während der dreißig Jahre von diesen 120 Millionen Zins auf Zins gekommen wäre?

Da haben sie einen Mann eingesperrt in's Narrenhaus, weil er rief: „Ich bin der reichste Mann der Welt!“ Woher wissen nun die Leute, daß des Mannes Wahn ihn nicht wirklich reich machte, glücklicher als materieller Reichthum es zu thun vermag?